

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 36 (1942)
Heft: (12): Dezember-Sendung

Artikel: Schweizerische Selbstbesinnung während des zweiten Weltkrieges
Autor: Tscharner, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-138122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Nachahmung Christi.

Ich gedenke, auf zwanglose Weise, wenn diese Hefte weiter erscheinen, darin kurze Stücke aus dem wunderbaren, Thomas a Kempis zugeschriebenen Buche „*Ueber die Nachahmung Christi*“ („*De imitatione Christi*“) zu bringen. Zwar betone ich selber, daß *Nachfolge* Christi nicht *Nachahmung* ist, aber die Nachahmung kann doch auch einen guten Sinn haben. Das ganze Buch bewegt sich freilich nur in der Sphäre des *individuellen* Lebens, aber da die *soziale* Wahrheit in diesen Heften genügend zur Geltung kommt, mag als Ergänzung das Individuelle, auch in Einseitigkeit, am Platze sein.

I.

„Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in Finsternis“, spricht der Herr. Das sind Worte Christi, durch die wir ermahnt werden, wie wir sein Leben und seine Haltung nachahmen sollen, wenn wir wahrhaft erleuchtet und von der Blindheit des Herzens befreit werden wollen. Es ist darum unser höchstes Studium, über das Leben Jesu Christi nachzudenken.

Die Lehre Christi geht über alle Lehren der Heiligen, und wer den Geist dafür hätte, würde darin verborgenes Manna finden. Aber es geschieht, daß viele infolge von häufigem Hören wenig Verlangen danach empfinden, weil sie den Geist Christi nicht haben. Wenn aber Einer Christi Worte voll und frisch verstehen will, so ist notwendig, daß er ihm sein ganzes Leben gleichzugestalten trachtet.

Was hilft es dir, großartig über die Dreieinigkeit zu disputieren, wenn du der Demut ermangelst und damit der Dreieinigkeit mißfällst? Wahrhaftig, hohe Worte machen nicht heilig und gerecht, aber ein Leben im Guten macht Gott lieb. Ziehe du vor, lieber Reue zu *fühlen*, als ihre *Definition* zu wissen. Wenn du die ganze Bibel auswendig wüßtest und dazu alle Aussagen der Philosophen: was nützte das alles ohne die Liebe Gottes und die Gnade? Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel, außer Gott zu lieben und ihm allein zu dienen.

Schweizerische Selbstbefinnung während des zweiten Weltkrieges.

Vorbemerkung: In einem Ferienkurs der Religiös-sozialen Vereinigung, der vom 12. bis 17. Oktober 1942 in Hütten (Zürich) stattfand, fiel dem Verfasser die Aufgabe zu, folgende Gesichtspunkte näher zu erörtern: Der Zerfall der geistigen Grundlagen der Schweiz und ihre Wiederherstellung; Nationale Kultur als Problem; Nationale Erziehung als Problem; Das Schul- und Bildungsproblem. — Vorliegender Aufsatz enthält seine Ausführungen in etwas veränderter Form.

I.

Wenn dieser zweite Weltkrieg überstanden sein wird, ohne daß die Schweiz mit hineingerissen worden wäre, stehen wir Schweizer dennoch

anders da als vorher. Wir stehen mit schlechtem Gewissen da. Zwar sind wir in diesem Falle überaus gut weggekommen. Aber wir sind ärmer als andere Leute, ärmer als viele von jenen, die in diesem Kriege vieles, wenn nicht alles verlieren mußten. Die Ueberlebenden unter den Beteiligten haben nun doch ein großes Erlebnis gehabt, das uns Schweizern abgeht. Wenn jene Heimgefuhrten auch unfähig leiden mußten, so hatten sie anderseits eine große Erschütterung — und hie und da ist es gut, daß der selbstsichere Mensch erschüttert werde. Wir Schweizer hingegen stehen nun ein wenig weltfremd da. Wir haben das Toben der diabolischen Mächte nicht mit eigenen Augen gesehen, noch mit eigenen Ohren gehört und schon gar nicht am eigenen Leibe gespürt. Vielleicht hat während dieses Krieges mancher Ausländer, der unsere Streitigkeiten in Presse und Parlament genauer verfolgen konnte, ausgerufen: Ihr lieben Schweizer, *Eure* Sorgen möchte ich haben! — So stehen wir da, untätig, gelangweilt, und unsere Anwesenheit muß auch die andern irgendwie langweilen; denn die Figur, die wir machen, ist tatsächlich wenig interessant.

II.

Es ist aber nicht immer so gewesen. Bis vor kurzem waren wir ein wirklich originelles Volk. Wir sind in der Geschichte eigene Wege gegangen. Im Gegensatz zu unsern Nachbarn sind wir von klein auf den Weg der Demokratie gegangen. Unsere Verfassung zeigt bis in alle Verästelungen hinaus den Geist einer lebendigen Demokratie. Obwohl wir leider das Frauenstimmrecht noch nicht haben, steht dennoch unsere Verfassung sehr vorteilhaft ab von derjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach welcher der Präsident für vier Jahre mit beinahe diktatorischen Vollmachten ausgestattet wird. Unsere Väter haben ein Staatsgebilde fertiggebracht, welches Menschen der verschiedensten Sprachen, Rassen, Konfessionen und Lebensweisen umfaßt. Unser Staat ist buchstäblich aus Gegensätzen zusammengesetzt. Es grenzt an ein Wunder, daß ein Staat mit so vielen Gegensätzen, mit so vielen Eigenbrödlern, die an allen Ecken und Enden auftauchen und ihre Ansprüche geltend machen, annähernd ein Jahrhundert lang bestehen konnte. Dieser Staat blieb bestehen im Herzen Europas, während dieses arme Europa kurz nacheinander die furchtbarsten Weltkriege über sich ergehen lassen mußte. Da bilden wir in der Tat einen interessanten Fall, ja geradezu einen optimistisch stimmenden Fall.

Dieses Wunder wird noch größer, wenn wir folgendes bedenken: In diesem Staate herrschte *Ordnung*. Die Landesausstellung von 1939 zeigte uns eine Schweiz der vielseitigsten Arbeit, der Ordnung und des guten Geschmacks, ein wirklich demokratisches Zusammenarbeiten aller Volksklassen. Und was die Hauptsache ist: Diese gute, freiheitliche Schweizerordnung funktionierte nicht etwa deswegen so gut, weil

kluge, weitblickende Regierungsmänner alle Fäden in der Hand hielten und so das Ganze weise dirigierten. Nein, man kann im Gegenteil beinahe sagen: Es funktionierte alles so gut, weil niemand regierte; keine Polizeimacht und keine regierungsrätlichen Gewaltmaßnahmen traten in Erscheinung.

Die Regierungsräte unserer Kantone regieren eigentlich gar nicht. Sie sind Beamte, die wertvolle Kleinarbeit verrichten. Das Besondere liegt nur daran, daß ihre Kleinarbeit räumlich die Grenzen des Kantons umfaßt. Besucht man einen Regierungsrat während seiner Amtsstunden, so findet man einen freundlichen, zugänglichen Herrn hinter einem Schreibtisch, einen Herrn, der in seiner Tätigkeit ein wenig darauf achten muß, daß er seinen Parteifreunden die gute Laune nicht verdirbt, und daß er anderseits nichts Unüberlegtes tut, das seinen parteipolitischen Gegnern eine Waffe gegen ihn und seine Partei in die Hände spielen könnte. Kurz, ein schweizerischer Regierungsmann, und sei er selbst Bundesrat, regiert eigentlich nicht. Er nimmt willig Anträge, Motionen und Resolutionen entgegen und ist dabei von vornherein gewillt, bei all den angestrebten und gewünschten Neuerungen sich mit einem Minimum zu begnügen, mit jenem Minimum, das freilich um des lieben Friedens und Fortkommens willen unerlässlich ist. Im übrigen ist er, wenn er klug ist, loyal gegen jedermann, und das ist gut so. So weiß er sich eins mit dem Geiste der schweizerischen Demokratie. Er ist, nur in entsprechend größerem Maßstabe, was ein Gemeinderat vom Lande ist: Ein Mann, über den das Volk seine vorwitzigen Bemerkungen macht, den es aber trotzdem achtet und liebt, sofern aus seinem ganzen Gehaben eine gewisse Redlichkeit spricht, für die das Volk allerdings ein feines Gefühl hat.

III.

Liegt in einer solchen Natürlichkeit nicht eine große Kraft? In der Tat hat die Schweiz seit 1848 bestimmter als früher diesen Weg der Freiheit und Demokratie gewählt, und diese freie Form, die im Grunde allen Menschen, nicht bloß uns Schweizern, tief entspricht, wirkte bei uns schon seit hundert Jahren wohlthätig und segenspendend. *In der Demokratie liegt einfach ein unschätzbarer Segen!* Wenn man mit den verschiedensten Kreisen unseres Volkes in Berührung kommt, so wird man immer wieder davon überrascht, in diesem Volke so viele natürliche, gescheite und redliche Menschen anzutreffen, über die man sich einfach freuen muß. Solche geraden Menschen gedeihen nur an der freien Luft der Demokratie.

Als bei uns die Wellen des Frontismus hoch gingen und man plötzlich nach einer starken Regierung rief, konnte es vorkommen, daß selbst treuherzige Schweizer so argumentierten: „Eine starke Regierung, die vor allem das Befehlen versteht, ist eben doch notwendig,

sonst kann keine Ordnung herrschen. Das ist das Gute am Nationalsozialismus: es schafft Ordnung und Arbeit, während in unserer Demokratie mit ihren Schwatzbuden und ihren Systemparteien der alte Schlendrian Trumpf ist.“

Solches Gerede aus dem Munde eines Schweizers war einfach lächerlich. Hat denn die Schweiz mit ihrer freiheitlichen, nicht befehlsfeligen Regierungsweise keine Ordnung aufrecht zu erhalten vermocht? Zeugte die Landesausstellung 1939 von Schlendrian und Faulenzerei der Schweizer? Beginnt eine richtige Staatsordnung erst dort, wo Konzentrationslager errichtet werden?

Nein. Das Wunder der Schweiz besteht darin, daß ihre Demokratie — welche naturgemäß nicht mit kleinem Staatsapparat auskommt, denn die Demokratie mit ihren mannigfachen Wahlen und Abstimmungen in Bund, Kantonen und Gemeinden erfordert ihrem Wesen nach einen umständlichen Apparat — dennoch mit einem Minimum an *Zwang* auskommt. Nur in wenigen Kantonen besteht noch die Einrichtung der Landsgemeinden im Freien. Aber etwas Wesentliches jener Landsgemeinden, die die Urform der Demokratie darstellen, lebt noch überall im Schweizerland: Jedermann darf mitreden als ein Freier unter feinesgleichen, und doch besteht eine gewisse Ordnung, und die Traktanden einer öffentlichen Versammlung wickeln sich meistens in einem würdigen Tone ab. Kurz: Die Demokratie ließ uns reif und selbständig werden.

Die staatsrechtliche Form unserer Demokratie entspricht nicht nur dem Wesen unseres Volkes, sie entspricht auch dem Wesen eines *christlichen* Volkes. Für eine ernste und umfassende Bruderschaft in Christus gibt unsere Verfassung zum mindesten einen brauchbaren Rahmen ab. Das Gute und Positive der französischen Revolution liegt in dieser Verfassung fest verankert. Die Losung „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ vertritt zugleich auch christliche Ideale. —

IV.

Aber leider gehört dies alles schon stark der Vergangenheit an. Wir sind keine begeisterungsfähigen Demokraten mehr. Die erste Liebe ist verflogen, und unser echter Elan ist irgendwie erlahmt. Die ursprüngliche Triebkraft ist uns ausgegangen. Wir sind nüchterne Leute geworden und rühmen unsern klugen Tatsachensinn. Was ist geschehen?

Wenn ein Mensch von einer chronischen Krankheit befallen wird, kann ihm kein Arzt sagen, wann diese Krankheit ihren Anfang genommen hat. So auch hier. Wir können nicht sagen, von welchem Zeitpunkt an unsere Erschlaffung datiert. Daß aber eine solche eingetreten ist, ist sicher. Im Jahre 1874 brachten wir noch die Kraft zu einer wesentlichen Erweiterung der Volksrechte auf. Im Jahre 1918 führten wir nach jahrelangem Kampfe eine demokratischere Wahlart für die Mitglie-

der des Nationalrates ein (Proporz). Das Frauenstimmrecht hingegen, ein wichtiges Postulat der modernen Demokratie, steht bei uns noch kaum zur Diskussion, geschweige denn, daß es nächstens eingeführt würde. — Die Gründung des Völkerbundes bedeutete nach allen Leiden des ersten Weltkrieges eine heißersehnte Ausdehnung von Recht und Demokratie auf *das internationale Gebiet von Krieg und Frieden*. Die Welt schien dafür reif geworden zu sein, genug Menschenblut war schon geflossen, und eine Rechtsordnung tat not. Wir Schweizer aber interessierten uns nicht sonderlich für diesen Völkerbund, obwohl derselbe auf Schweizerboden seinen Sitz erhielt. Wir traten ihm schließlich bei, vielleicht mehr darum, weil eine Abfrage unsererseits, so wie die Dinge damals lagen, aufsehenerregend gewesen wäre. Als dann aber nach Jahren, im Dezember 1937, Bundesrat Motta den Antrag stellte, daß wir so halbwegs aus diesem Völkerbund austreten möchten, weil wir geographisch zwischen den Achsenmächten eingeklemmt lagen, und diese ihren Austritt schon gegeben hatten, — da war die erdrückende Mehrheit unseres Volkes damit einverstanden. Selbst die Schweizerische Vereinigung für den Völkerbund dankte dem Bundesrat für sein Vorgehen. Wir distanzierten uns eilig und ängstlich von dieser Institution, wie wenn wir bei einer bösen Tat ertappt worden wären. Und doch war der Völkerbund etwas restlos Gutes; die Menschen verlagten, nicht die Institution.

Weitere Beispiele einer Erschlaffung unserer Demokratie: Es war bisher nicht möglich, Vertreter unserer tüchtigen Industriearbeiterschaft in den Bundesrat zu bringen. Anderorts kann keine Demokratie auf die tätige Mitarbeit der Arbeiterschaft verzichten. Bei uns aber wollen es die historischen Parteien so haben, daß die Freisinnigen *vier* Bundesräte stellen, die ungefähr ebenso starke Sozialdemokratie hingegen gar keinen erhalten soll. Welche Demokratie! — Eine staatliche Altersversicherung einerseits, die Aufhebung des Bankgeheimnisses, zwecks Sanierung des gesamten Steuerwesens, anderseits — zwei alte und wichtige Postulate —, können in absehbarer Zeit nicht verwirklicht werden.

Zum Schluß noch ein Beispiel aus jüngster Zeit: Die Flüchtlingsfrage. Wir sind passiv und neutral. Ins Völkerringen einzugreifen im Sinne einer Milderung oder Vermittlung ist uns nicht möglich. Eine Hilfe für die Opfer des Krieges liegt hingegen ganz auf der Linie schweizerischer Tradition. Und nun müssen wir eine Möglichkeit zur humanitären Tätigkeit nicht erst suchen. Lauter und eindringlicher als je pocht das Elend des Krieges an unsere Türen. Eine namenlose Not dringt bis zu unserer Grenze vor und bittet um Einlaß. Sie bittet um Beistand in dem Augenblick, da wir eben beteuern, daß wir kleinen Schweizer leider nichts Wesentliches tun könnten. Was sagt und tut hierauf der Bundesrat? Er erklärt, das gehe nicht an, daß Leute ohne Visum schwarz über die Grenze kommen. Das sei einfach keine Ordnung! Klingen solche Klagen über schwarzen Grenzübertritt nicht doch

etwas lebensfremd? Schließlich weiß es auch der Bundesrat, daß im Kriege sogar Millionen Menschen in Uniform ohne Visum so manche Staatsgrenze überschritten haben, und daß es im Kriege überhaupt nicht nach den peinlichen Vorschriften von Bureau menschen zugeht. Wenn wir diese Flüchtlinge nicht ernähren wollen, was geschieht dann wohl mit ihnen? Entweder müssen sie sterben, oder sie müssen von Menschen ernährt werden, die selber noch wesentlich schlimmer dran sind als wir. Bundesrat von Steiger betont seine Verantwortung als Christ. Es kann aber nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß nach dem Geiste des Christentums jene Vertriebenen als unsere Brüder und Schwestern zu gelten haben. — Man mißverstehe uns nicht. Es handelt sich nicht um harte Vorwürfe an die Adresse des Bundesrates von Steiger. Denn schließlich weiß sich der Herr Bundesrat in dieser Sache einig mit der Mehrheit des Schweizervolkes, obschon es sich anderseits auch gezeigt hat, daß eine ansehnliche Minderheit hierin anders denkt.

V.

Hier handelt es sich bloß um einige Beispiele, die uns die Tatsache beweisen, daß wir längst keine Draufgänger mehr sind, keine aktiven Demokraten, daß wir vielmehr zu kleinen, braven Spießbürgern uns entwickelt haben. So ist es: Jahrzehntlang ging es uns überaus gut, und so sind wir allmählich, ohne es recht zu merken — *Spießbürger* geworden! Wir dürfen dies nicht übersehen. Wir müssen uns diese Tatsache freimütig eingestehen. Hierin liegt keine niederreißende Kritikfucht, vielmehr liegt darin eine gesunde Selbstkritik. Eine solche Selbstkritik hat jede Demokratie dringend nötig, wenn sie nicht einer für so ernste Zeiten unerlaubten Beschaulichkeit und Selbstzufriedenheit verfallen will. Wir, die sogenannten Religiös-Sozialen, verstehen die Sache nicht etwa so, daß wir unsern Mitschweizern den Vorwurf der Spießbürgerlichkeit an den Kopf werfen dürften, während wir persönlich uns frei wüßten von dieser nationalen Untugend. Nein, auch wir sind im gleichen Spital krank. Doch wollen wir unsere Fehler ins Bewußtsein rücken, wohlwissend, daß verborgene Sünden gefährlicher sind als solche, auf die in allem Freimut hingewiesen wird.

Wir fassen zusammen: Die Vereinigten Staaten Nordamerikas gelten als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. England kennzeichnet sich durch seinen Liberalismus, durch die Beherrschung der Weltmeere und durch sein umfassendes Kolonialreich. Das moderne Deutschland verbindet alten preußischen Militärg Geist mit Sozialismus. Rußland bedeutet ein Riesenreich als breite Basis für umfassende kollektivistische Experimente. *Und die Schweiz?* Wie schon gesagt, kann sie charakterisiert werden als eine der ältesten und urwüchsigsten Demokratien der Erde, welche aber heute in Spießbürgerlichkeit erstarrt ist. So ist es: Seldwyla hat seit den Tagen Gottfried Kellers an Boden gewonnen.

VI.

Das muß man uns lassen: Wir Schweizer sind praktische Leute, wir sind tätig und überaus fleißig. Wir sind sogar erfinderisch und lieben gute Ware, die aus Rohmaterialien bester Qualität hergestellt wird. Im modernen Arbeitsprozeß sind wir gewiegte Spezialisten geworden und verrichten als solche eine wirklich vorbildliche Qualitätsarbeit, in der Viehzucht so gut wie im Maschinenbau. Aber wir haben einen Hang zu *Kleinigkeiten*, zur Flucht in die Kleinigkeiten. Das hängt natürlich mit unserem Spießbürgertum zusammen. Wenn uns einer von uns sein Spezialgebiet erläutert, so erhalten wir den Eindruck, die Sache sei recht kompliziert und erfordere zu ihrer glücklichen Vollbringung eine ungebrochene Arbeitskraft, einen ganzen Mann. Wer so schwierige Arbeit zu verrichten imstande ist, kann nebenbei nicht auch noch über Kultur, Politik und Religion seine besonderen Gedanken machen, das ist klar. Er ist in der Kleinarbeit völlig engagiert. Bisweilen erhalten wir sogar den Eindruck, wir beuteten die Kleinigkeiten so gründlich aus, daß es bei uns eigentlich nach dem Rezept ginge: Warum etwas *einfach* machen, wenn es doch kompliziert so gut geht?

Die *Schule* — der Schreiber dieser Zeilen ist Primarlehrer — ist vollends ein ideales Gebiet für Kleinkeitskrämer. Wir Schulmeister sind gute Methodiker. So können wir Spezialmethoden für die verschiedenen Fächer ausbauen. Zum Glück ist unser Gebiet ziemlich weit-schichtig, so daß viele Spezialisten nebeneinander ihr besonderes Betätigungs-feld finden. Auf historischem Gebiet können wir uns z. B. auf Lokalforschungen und kleine Funde stürzen. Das ist sehr schön und wertvoll, darf aber nicht überschätzt werden. Ueberhaupt reiten die meisten von uns irgendwo ein besonderes Steckenpferd. Auch das ist notwendig. Wir sind fleißige und vielseitige Leute. Aber bisweilen sehen wir vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Wir verlieren den Ueberblick und ertrinken beinahe in unseren Kleinigkeiten. Die moderne Kultur bringt das mit sich.

Unser Spießbürgertum zeitigt aber noch *tragischere* Formen. Nach und nach verlieren wir den Sinn für richtige Einschätzungen, für das richtige Verhältnis zwischen wichtigen und unwichtigen Vorkommnissen. Kleinigkeiten erscheinen uns plötzlich groß und wichtig, große Dinge werden in unsern Augen klein und bedeutungslos. Das ist schlimm, wenn wir keine feine Spürnase mehr besitzen, um Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden zu können. Würde Pestalozzi heute unter uns leben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß wir seine Größe völlig verkennen, übersehen würden. Er erschiene uns als unordentlicher Narr und Sonderling, der sich wichtig machen möchte.

Unter diesem Umstande hat auch unsere religiös-soziale Bewegung zu leiden. Gewiß sind die meisten von uns unbedeutende Menschen. Aber unser Anliegen, die Sache, die wir vertreten, ist groß und wichtig.

Wenn man von uns sagt: Eine große Sache wird hier von kleinlichen Menschen vertreten, so haben wir dagegen nichts einzuwenden, obwohl es uns schmerzlich berühren muß, daß es uns persönlich an Format fehlt. Immerhin lassen wir uns darüber keine grauen Haare wachsen. Schon oft in der Weltgeschichte haben glänzende Persönlichkeiten durch ihre Ueberlegenheit eine gute Sache auf Abwege gebracht. Ist hingegen unser Format unzureichend, — in gewissem Sinne ist es beinahe gut, wenn es so ist —, so wissen wir uns darin verbunden mit dem Wesen des Schweizers überhaupt. — Wenn man uns aber sagt: Auch die Wichtigkeit Eurer Anliegen ist nur Einbildung, — so müssen wir jedoch erklären: Hierin irrt Ihr Euch! Kurz: In der Atmosphäre des Spießbürgertums kann sich auch unser religiös-soziales Anliegen nicht recht entfalten. Satttheit und Selbstzufriedenheit stehen ihm entgegen.

VII.

Im Jahre 1915, während des letzten Weltkrieges also, hat einmal ein Holländer, dem man offenbar wegen der Neutralitätspolitik seines Vaterlandes ein Kompliment gemacht hatte, eine kluge und würdige Antwort gegeben. Er erwiderte: „Man hat im Ausland gesagt, wir seien nicht für Deutschland und nicht für England, sondern für Holland, und man hat sicherlich geglaubt, uns damit eine Liebenswürdigkeit zu sagen. Zum Glück für die Ehre unseres Volkes verhält es sich nicht so. Wir sind nicht so tief gesunken, daß uns die Frage nach Recht und Unrecht gleichgültig lassen könnte, solange nur unsere eigenen Interessen aus dem Spiele bleiben.“ — Das sind freundliche und lebensnahe Worte eines Kleinstaats-Vertreters. Sie formulieren in Kürze und Liebenswürdigkeit *den* Standpunkt, der auch für uns, jetzt und hier, als der einzig mögliche übrigbleibt. Wichen wir aus nachgiebiger Anpassung von ihm ab, so bedeutete das unsere geistige Abdankung. Und der geistigen Abdankung pflegt jeweils die militärische auf dem Fuße zu folgen.

Freilich ist im gegenwärtigen Kriege die geistige Atmosphäre Europas noch wesentlich schlimmer als 1914—18. Wir sind begreiflicherweise stark eingeschüchtert, und zudem entspricht eine geistige Neutralität unserem gegenwärtigen Geisteszustand der Spießbürgerlichkeit. Was nach einem Wagnis aussieht, ist nicht mehr unsere Sache. Würden wir z. B. als Vertreter der ältesten Demokratie den demokratischen Lebensstil weithin vernehmbar vertreten, so hieße das: Wir sind im gegenwärtigen Konflikt, trotz unserer militärischen Passivität, doch irgendwie engagiert. Aber just *das* wollen wir vermeiden. Darum vollzog sich bei uns eine geistige Gewichtsverlagerung. Wir betonen nun weniger die *Demokratie*, als die *Nation*, den *Staat*. Das ist sicher eine bemerkenswerte Gewichtsverlagerung. Vor allem in den Jahren 1940 und 1941 sprach man bei uns nicht mehr gerne von Demokratie, viel

lieber von der schweizerischen Nation. In einem Vortrag über staatsbürgerlichen Unterricht betonte ein Referent — es war Ende Juni 1940, was wohl zu beachten ist —, in der Zeit vor 1798 sei die Eidgenossenschaft in autoritärer Weise regiert worden, wobei das Demokratische auf ganz enge Bezirke des Dorfes zurückgedrängt worden sei, und dennoch hätte damals die Schweiz zur Not auch so existieren können.

Im staatsbürgerlichen Unterricht erörterte man schon je und je viel lieber das Wesen des *Staates*, als dasjenige der Demokratie. Das Demokratische lag uns zu nahe auf dem Leibe, als daß wir es zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung hätten machen können. Aber irren wir uns nicht! Sobald wir auch nur ein wenig am Geiste der Demokratie uns desinteressierten, um dafür den Geist der schweizerischen „Nation“ desto intensiver erfassen zu können, hätte dies weittragende Folgen. Wir würden uns damit auf den Boden des Nationalismus begeben. Dieser Nationalismus ist allerdings zur Stunde überaus aktuell. In eindrucksvoller Weise kann er sich nur in Groß-Staaten entwickeln. In Kleinstaaten wirkt er lächerlich. Die Groß-Staaten hingegen können mit Hilfe des Nationalismus ihre Völker zu Angriffskriegen aufrufen, sie können, was wir besonders beachten müssen, durch eine phänomenale Aktion des Nationalismus die kleinen, lächerlichen Nationalismen von Zwergstaaten über den Haufen werfen, sogar mit dem Bewußtsein, damit eine geschichtlich notwendig gewordene Aufräumarbeit zu verrichten.

Es gilt also für uns, Vertreter des Kleinstaates, wohl zu überlegen, daß wir mit dem Nationalismus ein Prinzip pflegen und stärken, das gegen die kleinen Nationen in ruinöser Weise sich auswirkt und sich auswirken *muß*. Der Dichter *Franz Werfel* hat in einem Vortrag, den er am 5. März 1932 — auch diesen Zeitpunkt gilt es zu beachten — in Wien hielt, den Nationalismus wie folgt geschildert:

„Der Nationalismus hat es sehr leicht, als Religionsersatz zu dienen. Er ist ein ziemlich kostenloser Affekt; denn das Verdienst, einer Nation anzugehören, hängt nur von der Leistung des Geborenwerdens ab. Wenn einer schon gar nichts ist, so ist er zumindest irgendwohin zuständig. Der Nationalismus macht die biologische Zuständigkeit zum moralischen Wert. Er verleiht dem Individuum taxfrei die Tapferkeitsmedaille für alle historischen Siege und Großtaten seines Volkes. Er läßt ferner dem jungen Menschen das ekstatische Erlebnis zuteil werden, sein Ich einem höheren Wesen, einer edleren Ueberordnung einzugliedern. Der Kommunismus verlangt von seinen Anhängern immerhin einige moralische und wissenschaftliche Einsichten, der Gedanke einer menschheitserlösenden Gerechtigkeit schwingt in ihm mit. Demgegenüber ist der Nationalismus nichts als Gefühlsreaktion, als dunkler Drang, als mächtiger Aufbruch und will auch gar nichts anderes sein... Als Sendbote urchimlicher Daseinsgewalten verschmäht er es, zu argumentieren, er orakelt. Sein Lieblingsbegriff ist eine nebelhafte Auffassung vom „Leben“, als einer letzten grausamen Instanz, jenseits von Gut und Böse, schön und schrecklich zugleich... Er hält sich zwar für einen Verkünder der Härte und Gradlinigkeit, vermag sich aber nie und nimmer aus dem Reich des Unbestimmten und Aufgeweichten herauszuarbeiten. Die geistige Lebensluft, in der er atmet, ist die Phrase. Man soll die Phrase nicht unterschätzen, sie dient ja nicht als Wahr-

heit, sondern als magische Formel... Daher bildet die beste Ausrüstung für einen national-radikalen Führer selbstsichere Unklarheit und suggestive Halbbildung... Im Vordergrund tummeln sich die sogenannten Landsknechtsnaturen, echte Träumer des Heldentums, verworrene oder zurückgesetzte Talente, die ihre Karte auf eine neue Ordnung setzen, — dahinter aber, als eigentliche Träger des nationalen Affektes, steht die zähe Masse enttäuschter, verarmter und erbotter Kleinbürger... Der Kleinbürger kennt die Welt nicht, die er deshalb scheut und verabscheut. Er liebt seinen Stubengeruch und hält ihn für unvergleichlich... Wie man den Nationalismus jedoch auch umschreibt, er ist mächtig vorhanden, er wurzelt in der Eitelkeit der Völker, er ist argumentlos, also können ihm Argumente nichts anhaben. Die Jugend kränzt seinen Altar...“

Wir Schweizer tun also gut daran, wenn wir uns nicht einem Nationalismus helvetischer Prägung verschreiben. Zwar fehlt es bei uns nicht an Tendenzen, die unsern Stubengeruch für unvergleichlich erklären möchten. Im ganzen sind wir aber doch nüchterne Leute, die ein treffendes Wort schweizerischer Selbstkritik zu schätzen wissen, weil es erfrischend und reinigend wirkt.

VIII.

Für unsern staatsbürgerlichen Unterricht ergibt sich aus dem bisher Gefagten folgendes: Es ist klar, daß derselbe ein Leitmotiv, einen zentralen Gesichtspunkt haben muß, sonst verflattert er und jeder Lehrer reitet dabei sein besonderes Steckenpferd, analog den Bemühungen jenes frontistischen Lehrers, der mit seinen Schülern neue Rassen-theorien erörtert. Nach dem bisher Gefagten ist es ferner klar, daß wir im staatsbürgerlichen Unterricht jeden nationalistischen Gesichtspunkt, und trete er noch so schüchtern hervor, vermeiden müssen. Zum Glück müssen wir unsern ureigenen schweizerischen Gesichtspunkt gar nicht lange suchen. Er drängt sich uns auf. *Selbstverständlich müssen wir den staatsbürgerlichen Unterricht um die zentrale Idee der Demokratie gruppieren.* Damit stehen wir mit unseren Bemühungen auf altem Heimatboden. Die urwüchsige Demokratie aus den Anfängen unseres Staates wird zum Fundament und Ausgangspunkt dieses Unterrichtes. Aber wir dürfen dabei nicht stehen bleiben. In der Reformationszeit erhielt unsere Demokratie eine neue, tiefere Begründung. Zwingli und Calvin haben sie in völlig berechtigter Weise mit dem Christentum in Verbindung gebracht, sie religiös begründet. Von ihnen aus drang später die tiefere Auffassung von Demokratie nach Frankreich, England und Amerika. So ist die moderne angelsächsische Demokratie diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans groß geworden aus Impulsen, die einst von Genf ausgingen. Darum müssen wir im staatsbürgerlichen Unterricht diese großen Demokratien näher kennenlernen, und wir werden daraus reichen geistigen Gewinn ziehen. Denn wir stehen so- wie so in der Gefahr, daß in unserem alten, engen Raum sich auch unser Sinn verengert. Aus der *dänischen* Demokratie, wie sie uns besonders von Fritz Wartenweiler nähergebracht wurde, haben wir in bezug auf

das Volkshochschul- und Genossenschaftswesen schon manche wertvolle Anregung empfangen.

Mehr als zwei Jahrhunderte nach der Reformation ist bei uns ein Pestalozzi aufgetaucht, und von diesem Manne hat unsere Demokratie wieder neue, unvergängliche Impulse empfangen. Seine Geschichten spielen sich zwar im Lebenskreis des Feudalismus ab. Wer aber den fundamentalen Ausdruck tun konnte: „*Der Mensch muß sich in der Welt selbst forthelfen, und dies ihn zu lehren ist unsere Aufgabe*“, ein solcher Lehrer der Jugend und des Volkes wollte auf keinen Fall seine Mitmenschen zu gehoramen Untertanen erziehen, er wollte vielmehr freie, selbständige Persönlichkeiten heranbilden. Und eine Gemeinschaft von freien, eigenwilligen Persönlichkeiten nennt sich eben Demokratie. Darum hat der rechte staatsbürgerliche Unterricht sich auch mit Pestalozzi, als einem der Väter unserer Demokratie, zu befassen.

Es darf dabei deutlich zum Ausdruck kommen, daß Pestalozzi, wenn er heute unter uns erschiene, auf uns unsympathisch, wenn nicht gar abstoßend wirken würde. Sein fanatisches, unordentliches und gar noch unpraktisches Wesen, das allen Schwachen und Wehrlosen, den Bettelkindern und Kindsmörderinnen, helfen möchte, müßte unser braves Spießbürgertum einfach verletzen. Nein, für einen derartigen Stürmi könnten wir uns mit dem besten Willen nicht erwärmen! Und wie würde er wohl *uns* finden? Was würde er uns z. B. zur Flüchtlingsfrage sagen, wenn wir behaupten, das Zurückjagen der Flüchtlinge sei für uns die „sauberste Lösung“, wie eine Zeitung schrieb? Er würde toben und uns mit nichtsalonfähigen Ausdrücken überschütten. — Mit Recht.

IX.

Aber hat unser, ach, so gar nicht heldenhaftes Spießbürgertum nicht doch auch sein Gutes? In dieser Beziehung kann man sogar die Behauptung hören, der brave, gebildete und wohlthätige Spießbürger, den zu verlästern ein so billiges Unterfangen bedeute, sei im Grunde der vernünftigste Mensch der Welt. Er sei bescheiden, sparsam, zuverlässig und hege keine überspannten Hoffnungen und Pläne; sein gesunder Sinn bleibe auf dem Boden der Wirklichkeit. Habe er nichts Heroisches an sich, so sei er anderseits vom Verbrecherischen ebenso weit entfernt. Was ist dazu zu sagen?

Immerhin ist unser Spießbürgertum nicht harmlos, schon darum nicht, weil es die Uebel in aller Stille wachsen läßt, weil es offenkundige Uebelstände so lange wie möglich bagatellisiert. Plötzlich ist es dann für Reformen zu spät, und die Katastrophe ist inzwischen unabwendbar geworden. Man denke an das langsame Aufsteigen dieses zweiten Weltkrieges! Was aber noch viel schwerer wiegt, ist das: Unsere eigene Spießbürgerlichkeit (niemand von uns kann sich davon völlig dispensieren) hat das *Christentum* zu einer Harmlosigkeit her-

untergedrückt. Der dänische religiöse Schriftsteller Kierkegaard hat schon vor hundert Jahren ganz richtig betont, daß wir beim Anblick unserer zahllosen Christen, die alle ihren eigenen Vorteil sehr gut zu wahren wissen, uns unwillkürlich fragen müßten: Warum in aller Welt hat man eigentlich ihren Herrn und Meister einst gekreuzigt? Wer so harmlos und brav ist und so banale Sachen sagt, wird, so wie wir die Welt kennen, in ihr doch nicht gekreuzigt? — Kierkegaard hatte damit völlig recht. Unser Spießbürgertum hat die Kräfte des Christentums abgedrosselt. Es ließ das Salz dumm werden. Die schlimmen Gottesleugner, über die wir uns zu entrüsten pflegen, haben zu allen Zeiten und an allen Orten einem lebendigen Christentum auch nicht annähernd so großen Schaden zugefügt, wie das ruhebedürftige und selbstzufriedene Spießbürgertum des Menschen. — Nein, harmlos ist es wahrhaftig nicht!

X.

Es besteht begründete Hoffnung, daß diejenigen Völker, die gegenwärtig unter der Last des Krieges seufzen, sich von ihrem Spießbürgertum befreien können. Denn das Weltbild des Kleinbürgers ist für sie unter den harten Schlägen des Krieges völlig zusammengebrochen. Wie steht es hierin mit uns Schweizern? Vermögen wir uns auch ohne Katastrophe zu verjüngen? Das ist die Frage. Sehen wir in unserem Lande Kräfte am Werke, die darauf ausgehen, unser Spießbürgertum zu überwinden? Ja, es gibt solche! Vielleicht finden wir sie selbst dort, wo wir sie am wenigsten vermuten. Hier ein kleines Beispiel, das viele von uns zunächst gar nicht überzeugen wird.

Die Befürworter des militärischen Vorunterrichtes! Sie argumentieren folgendermaßen: Wir Schweizer sind durch lange Friedenszeiten, in denen es uns eigentlich nur zu gut ging, zu lahmen, verwöhnten und bequemen Leuten geworden. So sind wir ins Hintertreffen geraten. Es ist nun eminent wichtig, nicht nur für die gegenwärtige militärische Wehrhaftigkeit, sondern für die Zukunft unseres Landes überhaupt, daß wir diese unbestreitbare schweizerische Stagnation, die so oft noch mit blühender Kritiklust und Besserwisseri gepaart ist, in nüchterner, methodischer Weise überwinden. Das beste Mittel hiezu erblicken wir im militärischen Vorunterricht. Durch straffe Disziplin, durch strenge Körperübungen, Märsche und Dauerläufe vermögen wir wieder jene innere Kraft zurückzuerlangen, die uns unvermerkt abhanden kam. —

In solchen Ueberlegungen steckt gewiß viel Richtiges.

Wir waren zwar seinerzeit Gegner jener Vorlage für den militärischen Vorunterricht. Diese turnerisch-militärische Aktivierung der Jugend schien uns allzusehr eine Nachahmung von Bestrebungen nationalistischer Staaten zu sein. In jenen Groß-Staaten freilich war sie begründet gewesen als eine Vorbereitung zu großen militärischen Aktionen in ganz Europa. Für uns Schweizer hingegen, denen nicht die Ab-

sicht auf eine Eroberung Europas nachgefragt werden kann, besteht keine so dringende Notwendigkeit für eine Einordnung der Jugend in Zwangsorganisationen. Aber eine gewisse Berechtigung kann diesen Bestrebungen und ihrer Begründung nicht abgesprochen werden. Das ist klar. — An einem Ende der verschiedenartigsten Kräfte, die auf eine Aktivierung und Verjüngung unseres Volkes hinzielen, sehen wir somit die Förderer unserer körperlichen Ertüchtigung. Am andern Ende der Reihe solcher Bestrebungen stehen wahrscheinlich wir, die Religiös-Sozialen — zwei Extreme meinetwegen. Kann man den erstgenannten vielleicht vorwerfen, sie erhofften von einer vermehrten Körperkultur die reinsten Wunder für die Rettung der Schweiz, so wird man anderseits von uns sicher behaupten, daß wir in noch größerer Einseitigkeit eine Geisteskultur betrieben ¹⁾, deren Früchte zumindest zweifelhaft wären.

XI.

Letzten Endes gilt doch dies: Nur eine *geistige* Erneuerung kann uns helfen! Wenn wir aber diesen guten Geist nicht herdirigieren können, was dann? — Es ist wahr, wir können gar nichts erzwingen. Nicht alles läßt sich durch ein geschäftiges Organisieren erreichen. Darum sind wir in Not und Verlegenheit. Die Bibel redet in solchen Fällen vom Ausharren, von unentwegter Wachsamkeit und davon, daß man die Lampen brennend erhalten soll. Wir wollen zwar nicht voreilig mit der Bibel aufrücken. Wenn man jedoch auf einer Friedensinsel wohnt, auf welcher man erfahren muß, daß ringsum täglich und stündlich Menschenopfer in unerhörter Weise fallen, dann hat man doch das Gefühl, die Weisheiten des Alltags seien für diese Situation unzulänglich, so daß man die Bibel wohl zu Rate ziehen dürfe.

Kurz vor dem Ausbruch dieses Krieges kamen einmal Ausländer in die Schweiz, nach Zürich. Was sie vorher in ihrem Vaterland erlebt hatten, war unerhört; es erschien ihnen geradezu als Weltuntergang, als Ausbruch der Hölle. Sie waren fassungslos, besonders noch deswegen, weil ihre eigenen Volksgenossen nicht so empfanden, wie sie, weil die erdrückende Mehrheit derselben gewisse Vorkommnisse mehr als Nebenerscheinungen eines großen Erlebnisses entschuldigen zu müssen glaubten. Und nun trafen diese Ausländer in Zürich auf Menschen unseres Kreises. Zu ihrer großen Ueberraschung fanden sie hier Zeitgenossen, die ihren Jammer völlig begriffen, Menschen, die ebenso erschüttert waren, wie sie selbst. Diese Menschen hatten schon alles begriffen, bevor sie die mündlichen Schilderungen besagter Ausländer vernahmen. Den Fremden erschien dies als reines Wunder. Da gab es also Menschen, die von all dem Schrecklichen direkt nichts verspürt, noch gesehen hatten. Und doch waren sie nicht weniger erschüttert als sie, die Opfer der Katastrophe. —

¹⁾ Aber sicher mit Unrecht! D. R.

Wir wissen nicht, wie viele solcher Menschen mit wachen, lebensnahen Sinnen es in unserem Kreise hat. Kein Mensch kann das wissen. Und wie viele Wachende, Wartende es unter uns Schweizern überhaupt gibt, wissen wir erst recht nicht. Vielleicht gibt es mehr solche Schweizer, als wir ahnen. Aber eines erleben wir aus diesem Hinweis: Wir müssen wachsamem Geistes bleiben. Wir müssen die Nöte und Leiden unserer Mitmenschen miterleben, mittragen, sonst werden wir weltfremd. Es gibt heute schon viele gescheite Leute, die auf ihre Menschenkenntnis, auf ihren Blick für Realitäten sich etwas einbilden, und die in Wirklichkeit doch ziemlich weltfremd dastehen. Wenn wir Schweizer erklären: „Die Flüchtlinge dürfen nicht ohne Papiere schwarz über die Grenze kommen, das ist einfach keine Ordnung“, — so spricht daraus die schweizerische Weltfremdheit.¹⁾

Wir müssen zu Sprechern einer *lebensnahen*, freiheitlichen und mitfühlenden Schweiz werden. Gewiß ist das an sich noch sehr wenig. Aber damit verhüten wir doch immerhin, daß die Quellen der Wahrheit durch den Unrat unserer Zeit verstopft werden. — Kümmern wir uns dabei nicht um Erfolge! Dieselben können sowieso nicht so schnell gemessen und registriert werden. Und wenn wir ins Leiden geführt werden sollten, so müßte es sich zeigen, daß Menschen, die von der frohen Kunde eines kommenden Reiches Gottes für die Erde vernommen haben, zu leiden verstehen. Wissen wir doch, daß heute ungezählte Menschen in Tapferkeit leiden und sterben. Wir müssen ohne Unterlaß ihrer gedenken, ganz besonders darum, weil sehr viele von ihnen ohne den Trost dieser frohen Kunde leiden und sterben müssen.

Es ist sehr gut, wenn unsere eigene Unzulänglichkeit uns stets bewußt bleibt. Die geistigen Kräfte *lähmen* darf sie uns aber nicht. Denken wir da wieder an Pestalozzi! Er schritt von Mißerfolg zu Mißerfolg. Oft weinte er regelrecht über seine eigene Untüchtigkeit. Wir dürfen also unsere Fehler haben. Wir brauchen hierin keineswegs größer zu sein als Pestalozzi. Das sei unser Trost. Aber das war das Bewunderungswürdige an ihm: Aus jeder Niederlage schöpfte er wieder neue Kraft. Er nahm seine eigenen Fehler nicht zu tragisch. Wenn wir also wegen Anfeindungen oder sonst niedergeschlagen werden, so müssen wir zu unserem eigenen Ich so sprechen: „Schäme dich! Du durftest bisher in einem Vaterlande wohnen, welches nach Tradition und Verfassung ein *freiheitliches* ist, und du durftest hier sehr viel Gutes erleben. Nun bist du in Schwierigkeiten geraten. Bedenke aber, daß dieselben sehr harmlos sind im Vergleich zum Elend, das die kriegsbeteiligten Europäer mit sich schleppen müssen. Und bedenke du ferner, daß du beteiligt bist an der christlichen Hoffnung auf ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit!“

Johannes Tschärner.

¹⁾ Vielleicht doch noch etwas Anderes als bloß Weltfremdheit. D. R.